

# Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 33.

Grand Island, Nebr., 16. August 1912 (Zweiter Teil.)

Nummer 1

## Blick in die Zukunft.

Rufe nicht vergang'ne Tage,  
Nicht verschund'ne Zeit zurück,  
Leb' der Gegenwart und klage  
Nimmer um verschund'nes Glück.

Liegt die Welt doch vor dir offen,  
Leute kühn des Schiffes Kiel,  
Du sollst kämpfen, dulden, hoffen,  
Und erreichst das ferne Ziel.

Weh dem Manne, der verzagend  
Auf verlohne Stunden schaut,  
Der die Segelwind verlagend,  
Nicht der eignen Kraft vertraut.

Der mit Behmut und voll Bangen  
Rückwärts hält den Blick gewandt,  
Glänzend liegt, du mußt's erlangen,  
Vor dir das gelobte Land.

Vorwärts, vorwärts, immer weiter:  
Such' der Sehnsucht goldnes Blies,  
Dann erlöstst du siegesreicher,  
Was die Jugend dir verhieß.

Rufe nicht vergang'ne Tage,  
Nicht verschund'ne Zeit zurück,  
Leb' der Gegenwart und klage  
Nimmer um verschund'nes Glück.

## Ein Drama auf dem Meere.

Novelle von G. A. Martinez-Jubiria.

Der Wind hatte sich vollständig gelegt, und das Segel hing schlaff am Mast des Bootes herab.

Juan Manuel band es nicht fest. Er griff nach den Rudern und durchschneidte mit kräftigen Schlägen das Wasser. Aber er hatte keine Lust, das Boot vorwärtszutreiben. Warum auch? Seit einer Stunde beschäftigte ihn nur ein Gedanke. — Vor wenigen Minuten hatte er in seinem verklärten Herzen den furchtbaren Entschluß gefaßt, sich zu rächen.

Er warf die Ruder von sich und wandte sich nach dem Bug des Bootes um. Da sah der Italiener und zählte, wohl zum zehnten Male, sein Papiergeld. In seinem Gesicht stand das Lächeln der Befriedigung seiner Habgucht.

„Wie kann er lächeln?“ dachte Juan Manuel und sah in das schöne Gesicht des glücklichen Menschen.

„Filippo!“

„Was willst Du, Juan Manuel? Aber Du ruderst ja nicht? Es ist kaum noch eine halbe Meile bis zum Hafen. Sieh, dort auf dem Deiche kann man Gabriela schon erkennen.“

Juan Manuel schloß die Augen, um sie nicht zu sehen. Mit seinem Herzen hatte er schon gefühlt, daß sie da stand, um das Boot zu erwarten.

„Los, Mensch! Ruder! Ich gebe Dir einen Peso mehr. Ich möchte schnell da sein. Oder bist Du müde?“

„Nein. Ich will Dir etwas sagen.“

„Was?“

Juan Manuel hob den Blick und sah dem Italiener gerade ins Gesicht. Filippo überließ es ihm.

„Ich will Dir eine Geschichte erzählen. Ein Sohn der Küste, die da vor uns liegt. In meinem Taufschein steht der Name meiner Eltern. Niemals habe ich ihn gelesen. Ich will nicht wissen, wer sie waren, weil sie nicht wissen wollten, was aus mir werden würde, als sie mich verließen, um in ihre Heimat zurückzukehren. Die Leute sagen, Spanien sei ihr Vaterland.“

„Alle nannten mich Juan Manuel. Manolo“ nannte mich Gabriela, erinnerst Du Dich? Auch Du nanntest mich Manolo.“

Die Eltern Gabriels nahmen mich auf. Ich war etwa vier Jahre alt. Die Kleine war gerade geboren, und ich wurde ihr Hüter. Als sie zehn Jahre alt war, wurde ich ihr Bruder; als sie fünfzehn alt war, ihr Bräutigam.

„Wie schön war sie! Laß mich eine Minute daran denken, wie schön Gabriela mit fünfzehn Jahren war.“

Und Juan Manuel verbergte das Gesicht in den Händen, die auf seinen Knien lagen. Aber nur einen Augenblick, dann schüttelte er diese Schwäche von sich wie einen schlechten Gedanken. In dem glühenden Blick seiner Augen trocknete eine Träne, und das gebräunte Gesicht des jungen Seemanns hatte wieder die Gefühllosigkeit einer Sphinx.

Erstochen sah der Italiener ihn an. Er wagte nicht, die Lippen zu öffnen, auf denen das Lächeln des glücklichen Menschen erstarbt war.

Juan Manuel fuhr fort:

„Ich liebe sie mit meiner ganzen Seele, und als sie eines Tages da oben auf jenem Deiche allein stand, sagte ich es ihr. Sie sagte, daß

auch sie mich liebe, und wir verlobten uns. Sie ist ein Mädchen so geliebt worden, wie ich Gabriela liebte. Im Dorfe oben lachten sie über mich und flüsternten unter sich, Gabriela sei eine Kotte. Wehe ihnen, wenn sie es mir gesagt hätten! Ich hätte ihnen die verfluchte Zunge aus dem Munde gerissen. Ich muß spanisches Blut in meinen Adern haben. Man sagt, die Spanier spielen mit ihrem Leben, wenn sie von ihrem König sprechen. Gabriela war meine Königin.“

Als ich zwanzig Jahre alt war, war sie siebzehn. Ich hatte gute Beschäftigung. Deshalb faßten wir den Entschluß, zu heiraten. Aber da kam die verfluchte Aushebung. Das Los traf mich, und zwar das Schlimmste: ich mußte zwei Jahre zur Marine.

Anfangs glaubte ich den Verlust zu verlieren. Zwei Jahre, ohne sie zu sehen! Drei Jahre, ohne ihre Stimme hören, ohne in ihre Augen blicken zu können.

Zu meinem Unglück behielt ich meinen Verstand. Da oben auf dem Deiche, wo ich ihre meine Liebe gestanden hatte, nahmen wir Abschied voneinander.

„Manolo“, sagte sie, „ich will auf Dich warten, und wenn Du zweihundert Jahre fortbleibst!“

Ich glaube ihr, brückte ihr die Hand und ging.

Du, der Du niemals gelitten hast, kannst Dir keinen Begriff machen von meinem Leben in diesen zwei Jahren. Hättest Du zwei Jahre nicht die Sonne gesehen, nicht getrunken und keinen Tropfen Wasser getrunken, Du hättest nicht den zehnten Teil von dem gelitten, was ich litt.

Alles, Alles ertrug ich, weil ich sie liebte. Es gibt Dinge, die man nur erträgt, wenn man so liebt, wie ich es tat. Meine Schmerzen waren Kinder meiner Liebe, und mein Trost war ein Kind meiner Hoffnung. Und ich hoffte, weil ich an Gabriela glaubte.

Endlich kehrte ich heim. Das Dorf war dasselbe, das Meer, der Himmel, der Deich, der Fluß, die Hüften und die Felder, Alles, Alles war so, wie ich es verlassen hatte. Nur sie! Sie war anders. Seit einem Jahre war sie verheiratet. Du warst ihr Mann. Du, mein bester Freund, der einzige, der mir so nahe stand, daß er mich

„Manolo“ nannte. Seitdem nennst Du mich Juan Manuel.“

„Schweig! Ich will weiter erzählen. Ich überlegte nicht viel. Ich spreche, weil ich muß. Das Schweigen würde mein Inneres ausbrennen.“

Vor einem Jahre kehrte ich zurück. Seit einem Jahre bin ich stumm, heuchelte ich ein lachendes Gesicht und Lebensfreude. Seit einem Jahre hoffte ich...

Ja, ich hoffte; aber es war eine andere Hoffnung als die von einst, die mich tröstete; eine ganz andere Hoffnung; das darfst Du glauben!“

Man sagt, daß die Korfen Blutrache üben; Du als Italiener wirst das wissen; und daß sie sich rächen, und wenn auch tausend Jahre darüber vergehen. Man sagt auch, daß die Araber niemals eine Beleidigung vergessen, das weiß ich selbst, weil ich spanisches Blut in meinen Adern habe, oder, besser gesagt, arabisches.

Wenn ich an mein Herz von früher denke, möchte ich rasen. Es war von Gold, und jetzt ist es von Eisen.

Ich, der ich meinte beim Anblick eines verwundeten Hundes, konnte nicht weinen, als ich erfuhr, daß Gabriela mich verraten habe, weil ich ein armer Kahnfahrer war und Filippo ein reicher Pächter.

Ich fühlte nur, hier innen, daß etwas gesprungen war.

Ein Jahr ist darüber vergangen. Gabriela und Du, und alle, die mich lachen und trinten sahen, glauben, ich habe vergessen. Ich bin Araber; ich bin wie die Korfen. Tausend Jahre könnte ich auf Rache sinnen. Ich habe Glück gehabt. Ein Jahr hat mir genügt. Die Gelegenheit ist glänzend!“

Juan Manuel stand auf.

„Filippo“, sagte er, auf die Küste zeigend, „da steht Deine Frau. Ich habe gute Augen. Sie wartet auf uns, das heißt, sie wartet auf Dich. Sie hält ihr Kind im Arm und hat unser Boot schon bemerkt. Rönntest Du bis dahin schwimmen? Es ist etwas mehr als eine halbe Meile.“

Das Meer war still und ganz unbeweglich. Wie ein Rahmen von Blei umgab die glatte Fläche das wie erstarrt daliegende Boot. Die Sonne leuchtete wie eine silberne Scheibe und entfärbte durch ihren Strom von Licht das fette Blau des Himmels. Die Atmosphäre war durchsichtig wie ein Bergtrüffel und ließ in der Ferne

klar die Linie und alle Einzelheiten des Deiches erkennen.

Von Furcht gepackt, sah der Italiener Juan Manuel mit einem starren Lächeln an.

„Was willst Du tun? Ich kann nicht schwimmen!“

„Umso schlimmer für Dich! Ich rudere nicht weiter. Wenn Du die Küste erreichen willst, mußt Du schwimmen“, erwiderte Juan Manuel mit eisiger Stimme, als ob er die Formel des Todes lasse.

„Ich kann nicht“, widerholte Filippo.

„Dann wirf Du mit mir untergehen.“

„Juan Manuel!“

„Sieh!“

Und der junge Schiffer schraubte am Boden des Bootes schnell eine Schraube los und warf sie ins Meer.

Filippo starrte die Öffnung an und sah, wie das Wasser einbrang und langsam fieg. Vor Schreck schrie er auf.

„Juan Manuel! Laß mich nicht umkommen! Nimm all dies Geld! Fünfhundert Pesos!“

„Für Geld hast Du Gabriela gekauft.“

„Ich gebe Dir tausend Pesos, ich gebe Dir mein ganzes Vermögen! Reite mich!“

„Wo? Mein Vermögen war Gabriela, und Du hast es mir gestohlen.“

„Habe Mitleid, Juan Manuel!“

„Hättest Du mit mir Mitleid?“

„Ich wußte nicht, daß ich Dir so weh tat!“

„Du läugst! Du warst mein vertrautester Freund. Du wußtest, daß ich Gabriela über Alles liebte, und hast sie mir feig gestohlen.“

„Ich stahl sie nicht. Sie wollte mich; und ich war schwach.“

„Schwach? Frauen dürfen es sein, Männer nicht. Wenn sie eine Kotte war, weshalb würdest Du zum Verräter? Du, mein Freund!“

„Juan Manuel! Bei Gott, höre auf Dein gutes Herz!“

Das Boot sank immer mehr. Juan Manuel stand auf einer Bank und sah seinen Rivalen mit finsternen Blicken an.

Der Italiener hatte verstanden. Diese Rache war seit Langem vorbereitet. Es war unnütz, auf Mitleid zu hoffen. Besser war es, nach einem Brett zu sehen, um sich zu retten.

Sein irrer Blick fiel auf die Ruder. Juan Manuel ahnte seine Gedanken, widelte schnell die Unterleiste um beide Ruder und warf sie ins Meer.

Nur die Bänke und der Mast blieben übrig. Der Italiener verfuhrte sie loszureißen. Unmöglich.

Verzweifelt kniete er in dem steigenden Wasser des Bootes nieder.

„Juan Manuel! Verzeih! Mein Tod kann Dir nichts nützen. Wir werden beide sterben. Verzeih mir um Gabriela's willen!“

Aber Juan Manuel hörte nicht auf ihn. Mit gekrümmten Armen vorn am Bug stehend den Blick fest auf die ferne Küste gerichtet, gleich er einer Statue aus Granit; blind, taub und stumm.

Ein Wutanfall packte den Italiener, der glühende Wunsch, ihn zu ermorden, und er stürzte sich auf ihn. Aber der junge Schiffer hatte damit gerechnet.

„Das ist umsonst“, sagte er. „Du bist macklos, und ich habe ein Messer.“ Und eine scharfe Klinge blitzte in den Strahlen der Sonne.

Die Zähne Filippo's knirschten vor Wut, und wie ein erschrockenes wildes Tier, das die Stöße seines Käfigs durchbrechen will, umklammerte er den Mast, trallerte seine Nägel in das Holz, schüttelte ihn wie wahnhaft und biß wütend hinein. Aber der Mast bewegte sich nicht.

„Verflucht!“ schrie er außer sich.

Und immer tiefer sank das Boot in das ruhige Meer, das teilnahmslos Zeuge dieses schrecklichen Dramas war.

Besser auf einmal sterben, als langsam den Tod herantommen lassen.

Ganz im Banne seiner eigenen Gedanken, hörte Juan Manuel kaum, daß ein Körper ins Wasser fiel. Das Meer hatte seinen Rivalen verschlungen.

Bald nahm es auch ihn auf. Schon war der Kahn bis zum Rande voll Wasser. Als es seine Brust bespülte, streckte er die Arme der Küste entgegen, an der Gabriela stand, und sank mit seinem Fahrzeug in die Tiefe.

Juan Manuel hatte seine Liebe gerächt.

Auch auf der Bühne der Welt vermag nur der eine Rolle zu spielen, der eine Rolle durchzuführen kann.

## El Escorial.

Von allen farbenprächtigen Erinnerungen einer an neuen Eindrücken unsagbar reichen Reise in Spanien hatet keine so fest in meinen Gedanken wie das Erlebnis dieser wie ein neues Weltwunder anmutenden Schöpfung Philipps II., die hoch oben als Königsburg im wahren Sinne des Wortes auf den Felsen des Guadarramagebirges über den Jahrhunderten thront.

Jeder Stein dieses Klosters erscheint wie der Ausdruck eines herrlichen Willens, der in die Unwirklichkeit des zerklüfteten Hochgebirges den Zauber der Kunst verlegte und in einem einzigen Denkmal alle Künste und Schauer einer zwiespältigen Kultur offenbar werden ließ. Keinen andern Platz gibt es auf dem Boden von Kastilien und weit darüber hinaus, wo sich der Geist des spanischen Königtums so restlos entfaltet wie hier. Dieses architektonische Wunderwerk ist wie der Schlüssel zum Verständnis der Ära des zweiten Philipp, der hier, in enger Klosterlicher Zelle, den Tod erwartet hat und doch kein Ende finden konnte im Träumen seiner grenzenlosen Macht; der in Frühlingstagen als laizierter Mann auf den Bergen dort oben die Sonne begierig eingesaugen hat und mit dem müden Blick weit über die grenzenlose Ebene zu seinen Füßen hingestirbt, um selbst an den Ufern des Manganare, über dem Madrid das Haupt erhebt, einen Punkt der Ruhe nicht zu finden, wo der Reflexion ein Halt geboten war.

Selbst beklemmend wirkt schon der Gedanke, dem dieses Denkmal sein Entstehen verdankt: „Um nichts als eine Zelle zu haben, wo er seine mühen Glieder zu Grabe tragen könne“, ließ Philipp, fern in der Einöde eines unausgütlichen Gebirges, die Räume dieses Baues emporwachsen, der halb Kloster sein sollte, halb auch Ausdruck höfischer Repräsentation. Weltentfremdung begegnet sich hier mit dem letzten Aufblitzen eines unbeschreiblichen Prachtgefühls; Anknüpfung an die Welt mit dem unerhörten Reichtum des verschwendeten Materials. Und tief unten, unter dem Hochaltar der geräumigen, von italienischer Klassizität besetzten, edel und rein ohne äußeren Prunk riesenhafte dimensionale Empore führten Räder, ist die Gruft der Könige, dies einzige Pantheon, wo die Herrscher Spaniens begraben liegen. Kein anderer Ort ist auf der Welt, wo man so die Nähe des Todes empfindet wie hier, nichts, was einen die Vergänglichkeits auch der höchsten irdischen Macht ähnlich ergreifen kann. In diesen von reichen vergoldeten Bronzen eingefassten Säulen, die untereinander in die Wände des achtseitigen Marmortempels eingepaßt sind, schlummern die sterblichen Lebereste aller spanischen Herrscher und ihrer Gemahlinnen, von Karl V. angefangen, die der erdrückende Pracht des edeln Materials umfängt in dem mystischen Halbdruck die Sinne wie die ferne Ahnung eines grenzenlosen Schloßes. Nur wenige der sechsundzwanzig Sarkophage sind noch ohne Goldblech auf dem breiten Schild an der Vorderseite. Sie stehen zum Empfang des lebenden und der nachfolgenden Herrscher bereit. Direkt über dieser 30 Fuß hohen Königgruft befindet sich der Hochaltar der Klosterkirche. Die ist der eigentliche Mittelpunkt der ganzen Anlage; mächtig und weitgehend, von den edlen Formen der Hochrenaissance getragen, mit einer gewaltigen Kuppel über der Vierung, deren vergoldetes Kreuz 280 Fuß über dem Boden aufragt, stimmt sie zu einer majestätischen Heiterkeit, die alle Gedanken an ihre höfische Bestimmung im Nu vergessen macht. In diesem nach der Form eines prächtigen Kreuzes errichteten Dom des Escorial leuchtet der Sonnenglanz des Zeitalters Philipps II. vielleicht am augenfälligsten. Hier verweben sich wie von ungefähr die Sehnsucht nach dem Göttlichen und die Majestät des königlichen Willens, der dieses Gotteshaus erheben ließ, in eins.

So leicht wird man der zwiespältigen Stimmungen nicht Herr, die einen beim Durchwandern des Escorial auf Schritt und Tritt gefangen nehmen. Schon der erste Anblick der großartigen Schöpfung, den man kurz vor dem Einlaufen des Zuges in die am Fuße des Berges östlich des alten Dorfes gelegene Station auffängt, spottet jeder weber Reminiscenz an Eindrücke, die man vielleicht sonst einmal irgendwo ähnlich gehabt hat, und je mehr man sich durch die königlichen Gärten hindurch der Höhe nähert und die ans dem Grund von Peralejos aufgeführten, von nur kleinen Fenstern durchbrochenen Mauern mit dem Blau umfängt, um so geheimnisvoller scheint diese Schöpfung eines Königs Willens vor

der Phantasie emporzuwachsen. Zur Hälfte Gefängnis, zum andern Teile auch Burg, Palast und Dom in eins, im ganzen aber wie Verkörperung eines unsagbar ajzetischen und gleich repräsentativen Zeitalters — das etwa umschreibt die Vision dieser einzigen Klosterstadt, hinter der mit schneebedeckten Felsen die steilen Höhen des Guadarramagebirges als grandiose Kulisse gelagert sind. In der Tat: Die architektonische Form des Escorial scheint durch die Natur selbst bestimmt worden zu sein, und die zerklüfteten Felsenhöhen des Gebirges geben der menschlichen Schöpfung erst die richtige Folie. So wird man die Vorkellung nicht los, als habe die Landschaft selbst in einer eigentümlichen Laune mit gewaltiger Eruption ihrer schlummernden Kräfte ihre Schläuche geöffnet, um die Königsburg ans Licht emporzuführen, die nun schon seit Jahrhunderten wie der letzte und höchste Ausdruck ihres ersten Bewohners und des durch ihn verkörperten Kulturabschnitts in der Menschheitsgeschichte allem Verfall trotzt.

Und dann ist man dort oben angeschlossen, nach einer Wanderung durch blütenweiße Gärten, wo ein vertieftes Lustschloß, die Capita del Principe, die sich im Zeitalter der Grazien ein nur auf Genießen bedachter Nachkomme desselben Philipp im Zauber weltentrückter Verwunschenheit erbaute, einen Augenblick die Sinne abgelenkt — und man nähert sich mit Herz klopfen dem hohen Seitentor, das über einer niedrigen Freitreppe im Patio de los Reyes“ zwischen schweren dorischen Säulen in die Kathedrale einführt. Und Stunden braucht es fortan zum Durchstreifen von Kirche unterirdischen Gängen, wo die Infanten und Prinzessinnen in weißen Marmorfägen schlafen, von schmalen Steinbögen, die in die prächtigen Gemächer des ersten Stodes emporführen, die ganz die Merkmale ihrer höfischen Bestimmung haben und mit Sophasen Gebelns überreich dekoriert sind — zum Auskosten ferner eines fast musealen Reichtums von Werken und Denkmälern aller Kunst. Und während sich die Phantasie kaum mit der einen Seite dieser im Escorial verklopfenen Schönheit zurechtfinden, geht die Wanderung weiter auf enge Stiegen direkt hinunter zu den Zimmern Philipps, die in der Tat nur einer engen Zelle gleichen, wo das vom Denken müde Haupt des Herrschers zu ewiger Ruhe gebettet ward.

In diesem Orte, der das Maß der Gegenstände bis zum äußersten erschöpft, hat die Pietät alles unberührt erhalten, wie es in der Sterbestunde des großen Königs gewesen ist. Hier im Erbschloß, wo der Blick durch Wunderschneisen hindurch vergeblich die Weiten dieser grenzenlosen, bewingenden Natur sucht, grüßen lärgliche Bilder von den Wänden, die sieben Todsdünen des Hieronymus Bosch und einige Dürer'sche Zeichnungen. Hier sieht man den abgezeichneten Schreitritt mit dem hohen Lederfessel davor und daneben einen andern Stuhl, auf dem wohl einen andern Stuhl, auf dem Philipp das trankte Bein zu freuden pflegte. Hier wird das tunlos geschmückte Kreuzifix gezeigt, das die Hände des Königs im Gebet umklammerten, und nebenan in einem engen Gange, der direkt zum Hochaltar der Kirche hinüberführt, sieht man noch den alten Tragtstuhl, in dem derselbe Philipp seine letzte Reize zum Escorial angetreten. In einer altschönen Vertiefung aber steht unberührt von der Zeit das Bett, in dem der König sich dem Tode vermaßte. Die hintere Wand des Gelasses hat eine fensterartige Öffnung, durch die der Blick aufs Allerheiligste auf dem Hochaltar der Kirche traf. In diesem Anblick ist Philipp gestorben und frage worden von einer langen Krankheit, die ihm das Leben längst zur Qual gemacht.

Die Wunderwelt des Escorial hat so bald kein Ende. Was allein die Bibliothek an köstlichem Best of Druckwerke und Handschriften umschließt, grenzt ans Märchenhafte. In den Kapitälchen an der Südseite des mittleren Kreuzganges befindet sich die eigentliche Galerie, die mit den Schätzen der Satristia zusammen ein kleines Museum erlebter Kunst ausmacht, die nicht nur auf Spanien beschränkt gewesen ist. In demselben Räume hängen neben den Meisterwerken der Tintoretto, Tizian u. a. auch Bilder zweier Künstler fast nebensächlich, die, ähnlich wie der Escorial als Architektur, Symbole altspanischer Kultur genannt werden dürfen: Greco's hl. Mauritius und Velasquez Darstellung der Uebergabe des blutbefleckten Rodes von Joseph an seinen Vater Jakob, das Pendant zur Schmelde des Vulkan und wie diese 1630 in Rom gemalt. Man mag an

diesem Orte noch weniger als im Prado die beiden Künstler miteinander vergleichen, die in ihren Temperamenten und ihrer Lebensanschauung zu verschieden gewesen sind, als daß der eine überhaupt an dem gemessen werden könnte. Aber an dieser Stelle sind sie doch Inbegriff und höchste Ausdruck ihrer Zeit, die in dem bissonär schaffenden Griechen Domenico Theotocopuli, genannt El Greco, den Vorkämpfer des triumphierenden Machtgefühls der katholischen Kirche sehen durfte, wie in Velasquez den Befürworter des wirklichen Lebens und danach den aristokratischen Verfolger einigartiger höfischer Kultur. Greco ist mittelalterlich groß und hart, (obwohl seine Malerei der Bestimmung beinahe spottet) der Wunder voll, die Tode, als neue Hochburg der christlichen Kirche, in ihrer weltfernen Einsamkeit auf dem Bergkegel oberhalb des Tolo in einer unbeschreiblichen Natur noch heute für den Wanderer bereit hält; Velasquez aber verfinstert reiflos in dem Glanz einer andersgearteten Umgebung, die mit neuen Lebensmarrinen den Rauber spanischer Kultur und einer unerhörten Prachtentfaltung einzufangen sich müht. In beiden Künstlern aber liegt tief und schier unergründbar auch ein Stück von jenem mit Worten kaum auszudrückenden Geheimnis verborgen, das in den Jahren zwischen 1563 und 1584 dem unwirklichen Guadarramagebirge mit den Kosten von wohl 20 Millionen Pesetas die Königsburg des Escorial abgetrotzt hat.

Prof. Dr. Georg Biermann.

## Die Zustände in der russischen Armee.

Seit geraumer Zeit arbeitet eine ganze Gruppe der Reichsdeutschen, mit dem Obojrenführer Gutschkow an der Spitze, in der Presse hauptsächlich durch die nationalrussische Kowojew-Bremja unterstützt, an der Beseitigung des Kriegsministeriums Schemodins. In diesem Kampfe werden Tatsachen übergründet in der Armee mitgeteilt, die wir mit allem Vorbehalt — die Verantwortung der russischen Autoren überlassend — wiedergeben, da sie, ob übertrieben oder nicht, des Interesses nicht entbehren. Der bekannte Mitarbeiter der Kowojew-Bremja, Menschikow, veröffentlicht einen Brief aus der Armee, verfaßt von einem älteren Offizier, der über reiche Kriegserfahrung verfügt und sich aneignend nur aus Pflichtgefühl betanlagt sieht, seine Angaben zu machen. Die Rede Gutschkows, worin dieser der Artillerieverwaltung den schweren Vorwurf macht, die Kriegsbereitschaft der Armee zu vernachlässigen, habe bei den Truppenleuten der gefährdeten Westfront an der deutschen Grenze kaum irgendwelchen Eindruck gemacht, denn für die dortigen Offiziere seien dies alles Binsenwahrheiten gewesen. Die Probemobilmachung im vorigen Jahre in Suwalki sei überhaupt nicht kontrolliert worden, die Intendantur arbeite wünschenswert noch schlechter als früher, bis jetzt seien z. B. noch nicht die Hosen für 1911 auszugeben, die Stiefel seien ein ewiges Gled. Für die Maschinengewehre seien keine Lafetten vorhanden, eine dacht an der Grenze stehende Schützenbrigade habe deshalb ihre Maschinengewehre auf eigenen Wagen untergebracht. In jedem Regiment seien nur zwei Maschinengewehre für die Verwendung von Spitzgeschossen eingerichtet, die überaus sechs für die alten Patronen. Die neue Bifferung sei den meisten Offizieren und Leuten unbekannt, so daß sie im Ernstfälle garnicht damit umzugehen wüßten. Während die Artillerie eines deutschen Armeekorps über mindestens 152 Geschütze verfüge, habe ein russisches Korps nur 108, und zwar 96 Kanonen und 12 Mörser. Letztere seien bisher nur in der Theorie durch Haubitzen ersetzt. Auf 1000 Majolette kämen in Deutschland 6,3, in Rußland nur 3,3 Geschütze. Bei der Neueinrichtung der Armee 1910 seien zwar Abteilungen schwerer Artillerie aufgestellt worden, sie beständen jedoch bisher wie Gogols Tote Seelen — nur auf dem Papier, und Haubitzen seien nicht geliefert worden. Ebenso sei es mit dem Pioniergerät und den Beleuchtungswagen. Die Ausföhrungen, in denen auch hauptsächlich von den schlechten Granaten, die häufige Rohrrezipierer herbeiföhrten, gesprochen wird, Granaten, die vielleicht in verkrecherischer Absicht von ausländischen Fabriken schlecht geliefert wurden, stängen in dem nationalrussischen Appell Bestellungen mehr im Ausland zu machen und sich lediglich auf die Erzeugung der russischen staatlichen und privaten Industrie zu fügen.